

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntags- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonntags und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Leipzig, 4. Oktober.

In der Presse war in den letzten Tagen zu lesen, daß die sächsische Regierung die österreichische Grenze für die Schweineinfuhr wieder zu öffnen gedenke. Auch die Volkszeitung hat die Meldung registriert, aber nicht ohne dem Zweifel an ihre Richtigkeit Ausdruck zu geben, der seinen berechtigten Grund in der Haltung der Reichsregierung hat, die sich gegenüber allen Bestrebungen von Interessentenvereinigungen, städtischen Korporationen, Handelskammern zc. um Erleichterung der Schweineinfuhr strikte ablehnend verhält. Die Stummische Post, und nach ihr auch verschiedene sächsische Blätter, wie z. B. die Dresdener Nachrichten, bezeichneten es als ganz unverantwortlich, „wollte man um einer vorübergehenden Erhöhung der Fleischpreise willen die Grenzen, auch auf die Gefahr einer erneuten Verfeuchung unserer heimischen Viehbestände hin, öffnen...“

Untersucht man die Gründe, die zu den jetzigen hohen Preisen von Schweinefleisch und anderen Erzeugnissen der Schweinezucht geführt haben, so ergibt sich zunächst, daß infolge der gestiegenen Börsen in den Großstädten und in industriellen Bezirken die Nachfrage sich beträchtlich erhöht hat. Mit dieser Steigerung der Nachfrage, meint die Post weiter, habe die Vermehrung der inländischen Produktion nicht Schritt gehalten und dies sei zum Teil die Folge der schweren Schäden, die zahlreiche Viehzüchter durch die unter dem Schwarzvieh grassierenden Seuchen erlitten hätten.

Danach wäre also nicht der Mangel an Schlachtvieh, sondern der gesteigerte Bedarf infolge der günstigen wirtschaftlichen Konjunktur die Ursache der hohen Fleischpreise. Um diese Ansicht der Post richtig würdigen zu können, muß man nur wissen, daß im Jahre 1883 400000 Stück Schwarzvieh allein aus Oesterreich über die sächsische Grenze eingeführt worden sind und daß diese Einfuhr jetzt vollständig aufgehört hat. Diese Thatsache ist auch der Post nicht unbekannt, aber sie meint, die Schließung der sächsischen Grenze sei erst erfolgt, als infolge der starken Verfeuchung der österreichischen Viehbestände unsere einheimischen Viehstapel gefährdet gewesen sei. Aber wenn das richtig ist, so leuchtet es doch ein, daß ein beträchtlicher Ausfall an Schlachtvieh entstehen mußte, und nicht, wie die Post behauptet, der gesteigerte Konsum, sondern eben der Mangel an Schlachtvieh die Preise in die Höhe getrieben hat. Wegen die Behauptung, daß das gesteigerte Bedürfnis die

Fleischpreise in die Höhe getrieben habe, spricht auch der Umstand, daß in Sachsen der Verbrauch an Schweinefleisch pro Kopf der Bevölkerung von 26,7 Kilogramm im Jahre 1896 auf 25,9 im Jahre 1897 zurückgegangen ist. Dieser Rückgang ist um so bemerkenswerter, als der Schweinefleischkonsum in Sachsen seit dreißig Jahren beständig und ohne Unterbrechung gestiegen ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch das Jahr 1897 eine höhere Verbrauchsziffer aufzuweisen gehabt hätte, wenn die Preise für Schweinefleisch, das doch hauptsächlich von den arbeitenden Klassen verzehrt wird, wegen Mangels an Schlachtvieh nicht unerschwinglich gewesen wären.

Von dem zunehmenden Fleischverbrauch und dem daraus gefolgerten Beweis einer Erhöhung der Lebenshaltung der arbeitenden Klasse wurde kürzlich in der Presse auch in anderem Zusammenhange gesprochen. Das Statistische Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1898 enthält eine Tabelle über den Fleischverbrauch im Königreich Sachsen von 1866 bis 1897. Danach ist der Verbrauch an Rindfleisch seit 1870 von 7,1 kg mit geringen Schwankungen fortgesetzt bis auf 15,3 kg, und der Verbrauch an Schweinefleisch von 11,8 kg bis auf 25,9 kg im Jahre 1897 gestiegen. Wenn die Steigerung des Fleischverbrauchs an sich auch ein Beweis für die Verbesserung der Lebenshaltung des Volkes ist, so hat dies Axiom doch nur bedingt Geltung. Die Durchschnittszahlen, die aus dem gesamten Verbrauch herausgerechnet werden, gestatten aber nur allgemeine Schlüsse, die zweifellos richtig sind, soweit die Gesamtheit in Betracht kommt, die aber wesentliche Abweichungen erfahren, wenn man die Durchschnittszahlen nach den verschiedenen Bevölkerungsschichten prüft.

So betrug z. B. der Verbrauch an Roggen in den letzten Jahren pro Kopf der Bevölkerung rund 125 Kilogramm oder auf eine fünfköpfige Arbeiterfamilie 625 Kilogramm. Wer das Leben in den Arbeiterfamilien kennt, der weiß, daß hier relativ mehr Brot verzehrt wird, als in den besser situierten Kreisen, und der höhere Roggenverbrauch unter der Arbeiterbevölkerung wird auch bei weitem nicht ausgeglichen durch den höheren Weizenverbrauch unter den Besitzenden. Während aber der Verbrauch an Roggen in Arbeiterkreisen höher ist als der durchschnittliche Verbrauch, ist es beim Fleischverbrauch umgekehrt. Es sind im Jahre 1897 an Rind- und Schweinefleisch pro Kopf der Bevölkerung 41,2 Kilogramm verzehrt worden. Es müßte also eine fünfköpfige Arbeiterfamilie rund 200 Kilogramm oder wöchentlich

8 Pfund verbrauchen, sie müßte also, wollte man das Pfund nur zu 70 Pfg. berechnen, was aber zu niedrig gegriffen ist, wöchentlich mindestens 5,50 Mk. für Fleisch ausgeben. Das ist aber in Sachsen keine Arbeiterfamilie im Stande.

Es läßt sich auch noch in anderer Weise beweisen, daß der Fleischverbrauch in Arbeiterkreisen niedriger ist als er nach dem Durchschnittsverbrauch sein müßte. In Leipzig wurden 1867 an Rind- und Schweinefleisch 62,8 Kilogramm, 1877 65,5 Kilogramm und 1887 63,8 Kilogramm pro Kopf verbraucht. Der Verbrauch blieb sich also in der reichen Stadt Leipzig in den drei Jahrzehnten fast gleich. Im Jahre 1894 aber, als die Stadt die mehr als 150 000 Einwohner zählenden Vororte, in denen die Arbeiterbevölkerung zu Hause ist, einverleibt hatte, betrug der Verbrauch an Rind- und Schweinefleisch nur noch 40,0 Kilogramm pro Kopf und war nicht viel höher als der durchschnittliche Verbrauch im ganzen Lande, der damals 35,6 Kilogramm betrug. Da der Verbrauch gegen 1887 um 24,0 Kilogramm zurückgegangen war, so kann man annehmen, daß der Verbrauch in den angegliederten Gemeinden nicht viel mehr als 20 Kilogramm pro Kopf betragen haben wird.

Diese Angaben lassen es aber auch glaublich erscheinen, wenn die Fleischer behaupten, die hohen Fleischpreise hätten bewirkt, daß die ärmeren Schichten teilweise gänzlich auf den Fleischgenuß verzichteten und Ersatz in billigeren und minderwertigeren Produkten suchen mußten. Auf jeden Fall lassen unsere Darlegungen erkennen, daß die arbeitende Bevölkerung unter den hohen Fleischpreisen empfindlich zu leiden hat. Die Last der hohen Fleischpreise ist durch die wirtschaftliche Konjunktur nur gemildert worden, die Not ist nicht so augenfällig geworden. Die Abnahme des Fleischverbrauchs in Arbeiterkreisen wäre gewiß noch viel größer gewesen, wenn wir in den letzten Jahren eben nicht günstige Lohn- und Arbeitsverhältnisse gehabt hätten. Da aber die wirtschaftliche Konjunktur ihren Höhepunkt bereits überschritten hat, auf der anderen Seite aber die heimische Landwirtschaft nicht entfernt in der Lage ist, den Bedarf an Schlachtvieh zu decken, so muß, wenn die Regierungen sich nicht entschließen können, die Grenzen für fremdes Vieh zu öffnen, die Fleischnot allmählich so steigen und sich so deutlich äußern, daß sie auch von den Agrariern nicht mehr wird geleugnet werden können. Von einer vorübergehenden Fleischnot, wie man voriges Jahr von einer vorübergehenden Brotteuerung sprach, kann nicht die Rede sein, so

Seuilleton.

Wachdruck verboten.

L'Adultera.

Von Theodor Fontane.

Und nun erzählte die Magd, sie hab' auf der Bank g'sesse, wo die vier Wwe das Brückle halte, und häit' ebe g'sagt: „Sieh, Aninette, des isch der alt Weiberfommer, der will Di einspinne, aber der hat Di no lang nit.“ un das Aninette hab' grad g'juchzt un lacht un n'am Ohrring g'langt, do wäre zwei Herre über die Brück komme, so gute jungzig, aber schon auf der Wipp, und einer häit' g'sagt, e langer Spindelbein: „Schau des Silberkette; des isch e Schweizerin; un i weit, des isch e Kind vom Schweizer G'sandte.“ Aber do hat der andere g'sagt: „Nei, des kann nit sein; den Schweizer G'sandte, den kenn i, un der hat kein Kind un kein Regal...“ Un do hat er z'mir g'sagt: „Ah nu, wem g'hört das Kind?“ Un da hab i g'sagt: „Dem Herr Rubehn, un's isch e Mädle, un heißt Aninette.“ Un do hab i g'sehn, daß er sich verärbt hat und hat wegg'schaut. Aber nit lang, da hat er sich wieder umg'wandt und hat g'sagt: „'s isch d' Mutter, und lacht auch so, un hat dieselbe schwarze Haar.“ Es isch e schön's Kindle. „Findscht nit au?“ Aber er hat's nit finde wolle und hat nur g'sagt: „Uebertag es nit. Es giebt mehr so. Un's isch e Kind aus 'm Dugend.“ So, so hat er g'sagt, der garstige Spindelbein: „'s' giebt mehr so, un 's isch e Kind aus 'm Dugend.“ Aber der gute Herre, der hat's Pütttsche g'nomme un hat's g'streichelt. Un hat mi g'lobt, daß i so brav un g'scheit sei. So, so hat er g'sagt. Und dann sind sie gange.

Un das hatte seines Eindrucks nicht verfehlt und Melanie war während der Tage, die folgten, immer wieder auf

diese Begegnung zurückgekommen. Immer wieder und wieder hatte die Brent jedes Kleinste nennen und beschreiben müssen, und so war es durch Wochen hin geblieben, bis endlich in den großen und kleinen Vorbereitungen zum Feste der ganze Vorfall vergessen worden war.

Und nun war das Fest selber da, der heilige Abend, zu dem auch diesmal Rubehn's jüngerer Bruder und der alte Proturist, die sich zur Rückkehr nach Frankfurt nicht hatten entschließen können, geladen waren. Auch Anastasia.

Melanie, die noch vor Eintreffen ihres Besuches allerlei Wirtschaftliches anzurorden hatte, war ganz Aufregung und erschrak ordentlich, als sie gleich nach Dunkelwerden und lange vor der festgesetzten Stunde die Klingel gehen hörte. Wenn das schon die Gäste wären! Oder auch nur einer von ihnen.

Aber ihre Besorgnis währte nicht lange, denn sie hörte draußen ein Fragen und Parlamentieren und gleich darauf erschien das Brenel und trug eine mittelgroße Kiste herein, auf der, ohne weitere Adresse, bloß das eine Wort „Zulflapp“ zu lesen war.

„Ist es denn für uns, Breni?“ fragte Melanie. „I dent schon. I hab' ihm g'sagt: „'s isch der Herr Rubehn, der hier wohnt. Un die Frau Rubehn.“ Un do hat er g'sagt: „'s isch schon recht; des isch der Nam.“ Un do hab' i's g'nomme.“

Melanie schüttelte den Kopf und ging in Rubehn's Stube, wo man sich nun gemeinschaftlich an das Dessinen der Kiste machte.

Nichts fehlte von den gewöhnlichen Zulflapps-Zuthaten und erst als man unten am Boden eines großen Grabensteiners Apfels gewahr wurde, sagte Melanie: „Gieb acht. Hierin steck es.“

Aber es ließ sich nichts erkennen, und schon wollte sie den Grabensteiner, wie alles anders, beiseite legen, als sich durch eine zufällige Bewegung ihrer Hand die geschickt zu-

sammengepaßten Hälften des Apfels auseinander schoben. „Ah, voila.“ Und wirklich, an Stelle des Kernhauses, das herausgeschnitten war, lag ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen.

Sie nahm es, entfernte langsam und erwartungsvoll eine Hülle nach der anderen und hielt zuletzt ein kleines Medaillon in Händen, einfach, ohne Prunk und Bierat. Und nun drückte sie's an der Feder auf und sah ein Bildchen und erkannt' es und es entfiel ihrer Hand. Es war, ein miniatur, der Tintoretto, den sie damals so lachend und übermütig betrachtete und für dessen Hauptfigur sie nur die Worte gehabt hatte: „Sieh, Ezel, sie hat gewint. Aber ist es nicht, als begriffe sie kaum ihre Schuld?“

„Ach, sie fühlte jetzt, daß das alles auch für sie selbst gesprochen war, und sie nahm das ihrer Hand entfallene Bildchen wieder auf und gab es an Ruben und erdbete.

Dieser spielte damit hin und her und sagte dann, während er die Feder wieder zuknipste: „King Ezel in all his glorios! Immer derselbe. Wohlwollend und ungeschickt Ich werd' es tragen. Als Uhrgehäng, als Verloque.“

„Rein ich. Ach, Du weißt nicht, wieviel es mir bedeutet. Und es soll mich erinnern und mahnen... jede Stunde...“

„Meinetwegen. Aber nimm es nicht tragischer als nötig und grüble nicht zuviel über das alte leidige Thema von Schuld und Sühne.“

„Du bist hochmütig, Ruben.“

„Rein.“

„Rein gut. Dann bist Du stolz.“

„Ja, das bin ich, meine süße Melanie. Das bin ich Aber auf was? Auf wen?“

Und sie umarmten sich und küßten sich, und eine Stunde später brannten ihnen die Weihnachtslichter in einem unge-trübten Glanz.

Ende.